

Christina Thürmer-Rohr

Befreiung im Singular

Zur Kritik am weiblichen Egozentrismus*

Die weiße Frau in den Wohlstandszivilisationen des weißen Mannes krankt an einem schweren Symptom, welches diese Kultur zunehmend herauszutreiben scheint: An einer interessearmen Haltung zur Welt und zu den Anderen, an der Verengung des Blicks auf die eigene Person, an einer Ethik der Eigenliebe, an dem Glauben, das Ich im Ich finden zu können statt in der Begegnung und Konfrontation, der Zuwendung und Zuneigung, der Kritik und Dissidenz.

Die Frauenbewegung im engeren und im weiteren Sinne ist über dieses Symptom nicht erhaben, im Gegenteil scheint es sich hier besonders ungehindert ausbreiten.

Wo immer heute feministische Fragen zur öffentlichen oder privaten Diskussion stehen, landet das Interesse fast unweigerlich beim eigenen Ich. Aus dem „Leiden von Frauen“ wird sofort „mein Leiden“, aus dem „Leiden an dieser Kultur“ wird „mein Leiden an dieser Kultur“, aus dem „Unrecht am Menschen“ wird das „Unrecht an mir“, aus dem „Schaden an der Frau“ wird „mein Schaden“. Es scheint so, als sei die Sorge um sich selbst aller anderen Sorge vorgeordnet, so als sauge diese Sorge jeden Gedanken an die Anderen, die Mitlebenden, die Fremden, die Fernen in sich auf, als werde das Ich zum exemplarischen Vertreter der gesamten Menschheit.¹ Das Ich fordert seinen Platz an der Sonne ein. Es macht sich zum Zentrum der Dinge, so als habe es ständig Angst um sich selbst, als möchte es immer einen kleinen Gewinn für sich nach Hause tragen, als sähe es sich beraubt, sobald es sich für Andere und für Anderes öffnen soll. Diese umrandeten Iche erscheinen wenig bereit oder in der Lage, sich fremder und anderer Existenz zuzuwenden, Interesse an etwas zu entwickeln, das nicht sofort mit dem Ich zu verbinden ist. Fremder Stoff, fremdes Leben, fremdes Denken werden nur insoweit aufgenommen und weiterverfolgt, wie sie Assoziationshilfen enthalten, mit denen das Ich sich wieder mit sich selbst beschäftigen kann. Es sieht so aus, als wehre dieses sich hartnäckig gegen die Irritation seiner Grenzen, gegen das Hineinnehmen anderen

Lebensstoffes, so als sei dieser ein konkurrierender Gegner, ein störender Eindringling. Er muß entweder schnell wieder herausgebeten werden oder er wird sogleich zu assimilieren versucht, eingefärbt in die Grundfarbe des eigenen Ichs. Die Erfahrung mit der Welt wird egozentrisch, wenn in allem, was der Person begegnet, Spuren ihrer selbst gefunden werden sollen, wenn sie erst „Selbstbewußtsein“ zu erlangen meint, sofern sie sich selbst in der Welt wiederfinden und anschauen könnte und wenn die Etablierung dieses sog. Selbstbewußtseins zum Paradigma des Glücks wird.² Um dieses zu suchen oder zu finden, scheint der Mann überall seine eigenen Duftmarken setzen zu müssen, während die Frau in der eigenen Turbine um- und umwälzt, was in deren vorfabrizierten Raum gerade noch hineinpaßt. Sie fängt sich ein in eine Arena der Ich-Spiegelung, des „Genau-wie-Ich“ bzw. im weltarmen Zustand des „Ich-akzeptiere-mich“: in eine gegenstandslose Ich-Suche.

Das Phänomen des Egozentrismus, das ja allen Postulaten der Solidarität und allen Wünschen nach Unterstützung, nach Zusammenhalt und Zusammenhang einer politischen Bewegung zutiefst entgegenläuft, ist nun nicht nur ein Charakteristikum von Frauen in dieser Kultur. Unter dem soziologischen Begriff Individualisierung und dem psychologischen Begriff des Narzismus wird dieses Phänomen spätestens seit den achtziger Jahren als allgemeines Charakteristikum dieses „Zeitalters“ abgehandelt. So hat z. B. der amerikanische Kulturkritiker Christopher Lash³ eine Analyse der spätkapitalistischen Gesellschaft vorgelegt, die den „dekadenten Ich-Kult“ der westlichen Industriegesellschaft anprangert und im Narzisten den Massentypus des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts sieht. Dieser ist gekennzeichnet durch Abwendung vom Politischen und Desinteresse an der Geschichte, durch die wachsende Verzweiflung, die Gesellschaft noch verändern oder auch nur verstehen zu können, durch die Verarmung der Psyche und die einzig verbleibende Hoffnung auf die eigene, die psychische Selbstverbesserung. Das politische Ziel sozialer Gerechtigkeit und Freiheit und das Bewußtsein geschichtlicher Kontinuität sind ihm abhanden gekommen, die Weltwahrneh-

* Wir danken den *beiträgen zur feministischen theorie und praxis* für die Möglichkeit, diesen Artikel vorabzudrucken.

1 Elisabeth Badinter: *Ich bin Du – Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder Die androgyne Revolution*, München, Zürich 1986, S. 237

2 Christa Hackenesch: *Lohn der Tugend*. In: *Kursbuch* 95, Berlin 1989, S. 37

3 Christopher Lash: *Das Zeitalter des Narzismus*, München 1982.

mung kreist ums Ich, einziges Gut ist das individuelle Überleben. Personen des nächsten Umfeldes sind erstrangig zur Bestätigung des Selbstgefühls da, Liebe ist der Besitz eines Gefühls, das *Ich* habe, oder ist Bedürfniserfüllung. Interesse auf andere Menschen zu richten, das hat sonst wenig Motiv.

Dieses armselige Bild des narzistischen Massenmenschen findet sich in beschönigter Version auch unter der These einer „androgynen Revolution“ wieder, von der der westliche Mensch, Mann und Frau gleichermaßen, erfaßt sei. Die angebliche androgyne Mutation bringe – so die beliebte Behauptung von Elisabeth Badinter (1986) – die historischen Geschlechtergegensätze in diesem Jahrhundert zunehmend zum Verschwinden. Männlichkeit und Weiblichkeit, diese ehemals getrennten menschlichen Hälften, waren bestrebt, ihre ergänzenden „Partituren“ zu spielen. Nun werden sie im einzelnen androgynen Ich zu vereinigen gesucht. Dieses Ich würde sich damit als eine eigenständige, nach Vollständigkeit in sich selbst strebende Wesenheit begreifen. Das so übersteigerte Ich möchte sich selbst genügen, soll als ein unabhängiges kultiviert und zum Meisterwerk gemacht werden, soll alle Freude, alles Glück und allen Ruhm selbst einbringen. Mit der Entdeckung des Anderen in Mir verliere so die Suche nach dem Anderen außerhalb von Mir an Dringlichkeit und Reiz.⁴

Mögen auch die beschriebenen Phänomene des Ichbezugs sich geschlechterübergreifend ähneln, so ist ihnen doch wohl mit solchen Pauschalaussagen nicht beizukommen. Ihr historischer Hintergrund, ihre Entstehungsgeschichte sind für die Geschlechter von Grund auf verschieden. Den Egozentrismus der weißen Frau zu verstehen und zu kritisieren setzt somit voraus, dessen Geschichte in der Männerkultur zu vergegenwärtigen.

Es wäre nicht schwer, eine Reihe begütigender Rechtfertigungen für die Ichverhaftung der Frau zu finden, auch in ihrer spezifischen Version innerhalb der Neuen Frauenbewegung. Die folgenden Erklärungsversuche folgen dieser Absicht nicht. Mir geht es nicht darum, historisch gesellschaftliche Prägungen durch Erklärungen zu entschuldigen. Vielmehr geht es mir um den Versuch, immer wieder aus diesen geschlechtsspezifischen Korsetts und Panzern herauszuspringen, ihre Zwangsläufigkeit zu bestreiten. Und das auch mit Hilfe von „Aufklärungen“ im wörtlichen Sinne dieses belasteten Wortes, „Licht auf die Phänomene“ zu werfen, Licht in die Hand und in den Kopf zu nehmen, selbst zu entscheiden, wohin dieses Licht zu werfen ist.

Die folgenden Überlegungen zum historischen Verhältnis des weiblichen Ichs zur Männergesellschaft, zum Gesellschaftlichen, zum Politischen sind als grober Abriß und im Konjunktiv gedacht, Andeutungen von Richtungen, in welche weitergedacht und gearbeitet werden könnte.

I. Feminismus als Sonderangebot

Der kapitalistische Warenmarkt schafft die Illusion, daß das Individuum frei sei, alle seine Wünsche und Bedürfnisse zu erfüllen, sofern es nur in den Besitz der ihm angemessenen Güter, einer in Waren zerlegten Welt kommen könne. Der Egozentrismus der Frau korrespondiert so mit dem kapitalistischen Mechanismus, atomisierte Individuen zu schaffen und anzusprechen, auf die sich die Marketingstrategien ausrichten: Anzuwerbende Einzelne, habewollende Partikel, „mitgespülte Atome einer gigantischen Gewalt“⁵. Individuelle Freiheit wird identisch mit der Freiheit der Wahl, dieses oder jenes zur handlichen Ware aufbereitete Angebot wahrzunehmen. Die Aktivität der Person wird zur Aktivität der auswählenden Person. Sie stellt die Aufmerksamkeit auf Erwerb ein, auf den Erwerb für *mich*. Das Vorgefundene wird sortiert und aussortiert, gewünscht oder liegengelassen nach dem Kriterium seiner Verwertbarkeit und Verwertbarkeit für *mich*. Maßstab der Wahl bleibt das einzelne Ich-System mit seinen vermeintlich individuellen, tatsächlich standardisierten Selektions- und Verbrauchsgewohnheiten bzw. -wünschen. Ein solches konsumierendes Ich bleibt zutiefst desinteressiert an den nicht *mich* meinenden, nicht auf *mich* zielenden, nicht *mich* integrierenden und ansprechenden Ereignissen, Dingen, Menschen. Unter diesen Voraussetzungen könnte es mit dem großen Wort „Solidarität“ nur etwas anfangen, sofern dieses den Anreiz und das Versprechen birgt, daß *Ich* mich damit besser fühlen würde, daß für *mich* dabei etwas herauspränge.⁶

Frauen in der hochzivilisierten Waren- und Wohlstandsgesellschaft finden Freiheiten vor, die andere Generationen von Frauen erst erkämpfen mußten oder einfach erträumten: Angebote, die sich in bloße Waren verwandeln, sofern ihr politischer Hintergrund, ihre Geschichte und ihre Motive vergessen werden. Diese Angebote können einfach konsumiert werden wie andere Waren auch, um jeweils für sich selbst aus dem Erwerb einige Vorteile zu ziehen. Feministischer Lesestoff, feministische Bildung, feministische Projekte können mitbenutzt werden, um der generellen Unbehaglichkeit und Ver-

4 Elisabeth Badinter: Ich bin Du – Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder Die androgyne Revolution, München, Zürich, 1986, S. 237 ff.

5 Stefan Zweig: Die Monotonisierung der Welt, Frankfurt a. M. 1988, S. 13

6 Maria Mies: Patriarchat und Kapital, Wien 1989, S. 59

drießlichkeit des Alltags ein paar Lichter aufzusetzen, um den täglichen und wöchentlichen Einkauf etwas vielfältiger und etwas reichhaltiger zu gestalten, um sich zusätzlich etwas einzuholen, was ohne größere Umräumarbeiten in den eigenen psychischen Haushalt einzubauen ist. Und andere Frauen können – sofern sie Interessantes zu bieten haben – ebenso verbraucht werden als Bildmaterial oder Bildvorlage, um das *Ich* zu einigen Variationen seiner selbst anzuregen.

Eine Haltung der Verwöhnung, der Verwöhtheit. Alles ist da, ich muß es mir nur mitnehmen. Ich nehme mir also auch den Feminismus als Angebot, von dem ich mir gerade die Bestandteile heraus suche, die mir als Lebenshilfe und Lebensreform, als Tip und Rezept nützlich sein könnten. Was mir allerdings zu kompliziert und unbequem wird, was mich aus der Ruhe und von mir wegbringt, lasse ich lieber liegen. Ich wähle das Angebot nach Maßgabe einer kleinen privaten Befriedung und Stimulation. Die

Resultate hochpolitischer Forderungen an die Männergesellschaft bzw. gegen diese und die Ansprüche von Frauen als historisch Verbundene und politisch auf einander Angewiesene würden damit zu nichts anderem als zu einem Angebotsfeminismus, der im großen Sortiment des gesellschaftlichen Selbstbedienungsladens unter unzähligen Wahlmöglichkeiten auch etwas bietet zur Auffrischung und Animation des einzelnen Ichs. Konsumiert wird in einem Wahlverfahren, in welchem es einem immer zu füllenden, immer zu sanierenden Ich immer um sich selbst geht. Diesem wird der Feminismus zum Ungetüm, zum Kuriosum oder zum Ladenhüter, sofern dessen Angebot am aktuellen Ich-Bedarf vorbeigeht, wenn er nicht kommensurabel wird, reizlos zum Kaufen: Ein „Feminismus“ als Ware, als vorliegendes Ding, das ich mir besorge oder liegenlasse oder wegwerfe. Ein „Feminismus“ nach Maßgabe der liberalen Marktwirtschaft.

II. Das Erbe der Hausarbeit

Der Egozentrismus der Frau könnte ein spezifisches Erbe der Frau in der Industriegesellschaft spiegeln, ein historisch erworbenes gesellschaftliches Verhalten, das aus ihrer Arbeit an dem Ort stammt, der ihr seit der Trennung von Produktions- und sog. Reproduktionsbereich zugewiesen ist: die Hausarbeit, die Familienarbeit. In dieser Arbeit über viele Generationen hinweg hat die Frau Prägungen erfahren, die ihr Verhältnis zur Welt bestimmen, – auch dann, wenn sie die Arbeit im Haus und an den Nächsten nicht oder nicht ausschließlich oder nicht lebenslanglich ausübt. Der traditionelle Lebenszusammenhang der Frau macht so die sattsam bekannten Behauptungen von Philosophen und Psychologen zur „Natur“ und zum „Wesen“ der Frau nicht zur bloßen ideologischen Attacke, sondern auch zu Realität. Was wir heute beobachten und was wir beklagen, ist nicht nur die ideologische Gewalt im Denken *über* die Frau, sondern auch das Gewordensein der Frau selbst. Frauen sind auch geworden, was sie werden sollten. Oder: Frauen sind geworden, wie die Hausarbeit und die Arbeit am Mann es braucht. Wie auch immer die Resultate zu bewerten sind: Empirisch ist der Beschreibung wohl kaum zu widersprechen, daß der Blick fürs Nahe geschärfter ist als fürs Fernerliegende, Abwesende, im Moment nicht Einsichtige, fürs Abstrakte, für Zusammenhänge, die *mich* nichts angehen oder nichts anzugehen scheinen.⁷

Die Haus- und Beziehungsarbeit verlangt und bildet ein Arbeitsvermögen, das erstens an kurze Arbeitsphasen gewöhnt ist, zweitens an den unmittelbaren Gebrauchswert der geleisteten Arbeit, den unmittelbar sichtbaren Nutzen, drittens an die Wiederholung immer gleicher Tätigkeiten und Arbeitsabläufe in bestimmten wiederkehrenden Abständen, viertens an die Ausrichtung auf einen sehr kleinen und sehr überschaubaren Kreis von Nächsten, die vertraut sind, fünftens an die scheinbare Selbstbestimmtheit der Arbeitsinhalte, – die Frau kann weitgehend selbst entscheiden, was sie kochen, wann sie einkaufen und wann sie Blumen begießen oder worüber sie mit Kind, Mann Freund kommunizieren will etc.

Das weibliche Arbeitsvermögen verlangt die zeitliche und räumliche Einengung des Interesses. Die Hausarbeiterin kann nicht fünf Monate an einer Sache arbeiten, sich nicht sechs Wochen mit ein und demselben beschäftigen, jedenfalls nicht ausschließlich. Sie tut viele Dinge gleichzeitig und schnell hintereinander, sie macht kurz mal dies und mal das, – einkaufen, abwaschen, nachfragen, kochen, Schular-

beiten nachsehen, staubsaugen, Kind abholen und die vielen kleinen und großen Liebedienste. Die Tätigkeiten wiederholen sich in fast gleicher Weise lebenslanglich, und bei aller Abnutzung haben sie fast immer einen sofort sichtbaren Effekt: Nach dem Einkaufen kann gekocht, nach dem Kochen gegessen werden, nach dem Abwaschen ist das Geschirr sauber und es kann wieder von vorn losgehen. Das sind zwar kurzfristige Effekte, aber es sind Effekte, kleine Befriedigungen. Gleiches gilt für die Tätigkeit am eigenen Phänotypus. So bringen die kosmetischen Aufwendungen wie Frisieren, Schminken, Kleiden jedenfalls kleine Erfolge ein, wenn auch vorübergehende. Nach dem Frisieren ist die Frau frisiert, nach dem Schminken geschminkt, und am Abend ist es vorbei, am nächsten Tag beginnt alles von Neuem. Es gibt also stündlich und täglich einen kleinen Lohn fürs eigene Tun, auch wenn dieser wenig Bestand hat, immer wieder eine Rückmeldung, auch wenn diese immer wieder neu erarbeitet werden muß.

Diese Strukturen der Hausarbeit – Kurzfristigkeit, Gebrauchswert, Wiederholung, Überschaubarkeit, eine gewisse Selbststeuerung, Ich-Bezug, insofern ein kleiner Lohn in kurzen Phasen vom *Ich* eingeholt, gesehen, geschmeckt, gefühlt werden kann – könnten ihre Prägung auf die Person und ihre Einstellung zur Welt auch dann erweisen, auch dann mitgetragen werden, wenn Inhalt, Ziel und Zweck der Arbeit sich mit denen der Hausarbeit nicht vertragen. Die genannten Merkmale sind mit dem durchhaltenden Engagement für eine politische Idee, der hartnäckig bleibenden Kritik an einem umfassenden Unrecht schwer zu vereinen, einer Kritik, die gerade nicht mit Übereinstimmung rechnen kann, einem Unrecht, das nicht nur an *Mir*, sondern genauso und viel mehr noch an Anderen begangen wird, einer Idee, die über das „Ich und die Meinen“ weit hinausgeht.

Feminismus ist kein kurzfristiger Arbeitsauftrag, auch keiner, der unbedingt einen direkten Gebrauchswert für *Mein* einzelnes Lebensinteresse verspricht, er bringt keinen kurzfristigen Lohn ein, keine „Befriedigung“ im Sinne einer abgeschlossenen, zu Ende geführten Handlung, auch keine Wiederholung des immer Gleichen. Veränderungen gesellschaftlicher Verhältnisse sind nicht kurzfristig und schnell gebrauchsfähig fürs *Ich* zu haben. Das *Ich* mit seinen Mängeln und Bedürfnissen ist hier nicht der einzige und nicht der wesentliche Impetus. Erwartungen an den schnellen Effekt, an hurtige Erledigung, an das kleine Fertige, das Erledigte werden hier kaum erfüllt.

Die Politik, die wir brauchen, ist eine weltliche Moral, eine auf die Welt gerichtete Form von Liebe, in der die außerhalb des Einzel-Ichs befindliche

⁷ s. Brigitte Nölleke: In alle Richtungen zugleich, München 1985, S. 19ff.

Wirklichkeit zum Impuls des Denkens und Handelns, des Analysierens und Entscheidens wird. Erst in dieser Begegnung und Konfrontation kann sich ein Ich bilden, das nicht nur an sich selbst klebt und an seinem kleinen Umraum, sondern sich erhitzen, begeistern und empören kann für oder gegen eine „Umwelt“, die mehr umfaßt als die „Eigenwelt“.⁸

III. Einflüsse der neuen Frauenbewegung

Der Egozentrismus der Frau könnte sich in Inhalten und Postulaten der Neuen Frauenbewegung seit den siebziger Jahren spiegeln, er könnte sich durch diese verschärft, könnte in ihnen Legitimationen gefunden haben. Die Frauenbewegung hat z.B. die Selbstaufopferung der Frau zu einem vorrangigen Tagesordnungspunkt ihrer Patriarchatskritik gemacht: Es ist die Kritik an der Funktionalisierung der Arbeitskraft, der Psyche, des Denkens, des Körpers der Frau zu einem Dasein *für* Andere, erstrangig und vorrangig *für* den Mann und seine Interessen. Diese Enteignung der Frau zeigt sich in dem gesellschaftlichen Symptom der Ichschwäche, der Ichopferung, und dieses führte die Frauenbewegung immer wieder zu der Aufopferung, das eigene Ich zum Programm zu machen, seine sog. Autonomie und Unabhängigkeit anzugehen. Dieses Ich, das sich selbst endlich wichtig nehmen sollte, zeigt sich nicht als eines, das nun andere Andere als die der Frau vorgeschriebenen Anderen (Mann und Kind) finden wollte, nicht als eines, das sich nun endlich anderen Anderen zuwenden konnte, sondern blieb bei sich. Und dieser Sog zum Ich wurde kaum feministischer Kritik unterworfen, vielmehr das trotzig Bestehen auf den sog. Bedürfnissen des Ichs in mannigfacher Weise unterstützt. Das schien auch deswegen notwendig, weil dieses Ich so nachholbedürftig war, denn es blickte, wenn es sich selber ansah, viel weniger in die eigene ungelebte Fülle, es war vielmehr konfrontiert mit der eigenen Leere, mit dem eigenen Verlust, den eigenen Mängeln. Der moderne Therapismus, der ja bekanntlich erstrangig von Frauen getragene, gesuchte und finanzierte Inszenierungen hervorgebracht hat, kommt diesem Dilemma des Ichs der weißen Frau der westlichen Welt in unseliger Form entgegen. Er scheint die zahlende Beschäftigung mit dem eigenen Ich und seinen Problemen mit dem Argument eines Phasenmodells zu rechtfertigen: Im ersten Schritt nämlich sei das Ich zu finden, zu füllen, zu stärken, zu stabilisieren, im zweiten Schritt könne es sich dann ggf. auch anderen Aufgaben zuwenden. Um den an dieser Stelle sicheren

Mißverständnissen vorzubeugen: Mir geht es nicht darum, die Ichmängel der Frau zu verharmlosen oder beiseite zu schieben, vielmehr um den Zweifel daran, daß dieses Ich sich tatsächlich in der Beschäftigung mit sich selbst zu einem interessanteren und interessierten Phänomen entwickeln und seine Weltarmut überwinden kann.

Auch die frauenbewegte Überzeugung von der besonderen Kompetenz der Frau, biografisches und autobiografisches Material zu bearbeiten – anfangs eine Provokation gegen die von der Männerwissenschaft verbreiteten Vorurteile über „Wesen“ und Realität der Frau – bestärkte den Glauben an den besonderen Wert und Ertrag der Beschäftigung mit dem Ich. Die Sackgasse dieser Beschäftigung tat sich immer dann auf, wenn es nicht gelang, in den Kümernissen, Verletzungen und Unscheinbarkeiten der eigenen Existenz ein strukturelles Soll zu erkennen, d.h. zu erkennen, daß es das Interesse einer patriarchalen Gesellschaft ist, daß ihre Frauen – immer von einzelnen akzeptierten Ausnahmen abgesehen – in gesellschaftlicher Unscheinbarkeit ausharren. Erst das Erkennen dieses Solls kann das Motiv entstehen lassen, das Soll anzugreifen, sich dem Soll zu widersetzen, statt bloß dem Ich etwas Nahrung zu verschaffen in Form zeitlicher, emotionaler und bezahlter Zuwendung. Der Schutz des Ichs vor der Welt bekommt so Vorrang gegenüber der Hinwendung der Person zur Welt und zu den übersehenen Anderen, Vorrang gegenüber der Kritik an den Verursachern, den Taten, den Tätern, den abstrakt erscheinenden und abstrakt bleibenden Bedingungen und Hintergründen: dem Wesentlichen.

Die ständige Suche schließlich nach der sog. *Identität*, die Suche nach der Frau als einem originären und singulären Individuum, die Herausforderung, selber Theorien zu entwickeln, die „menschliches Selbstsein“ darstellen⁹, die Tatsache, dabei ununterbrochen auf Normen zu treffen, die nicht selbst gesetzt und an deren Konstituierung Frauen nicht beteiligt waren, das alles endet immer wieder in einem nach meiner Auffassung grandiosen Mißverständnis. Dieses spiegelt sich in dem irrigen Versuch, den Eigenwert der Frau finden und erklären zu müssen und eine „gynozentrische“ Ideologie zu betreiben. In dieser gerät „das Weibliche“ zur Verkörperung allen Positiven und in die Nähe einer Geschlechtermetaphysik mit umgekehrten Vorzeichen.¹⁰ Feminismus als Gesellschaftskritik ist hier

8 s. Ulrich Beck: Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit. Frankfurt a. M. 1088, S. 258

9 Brigitte Weißhaupt: Spuren jenseits des Selben. Identität und Dissidenz, in: Bei Lichte betrachtet wird es finster. Psychoanalytisches Seminar Zürich, Zürich 1987, S. 105 ff.

10 Elisabeth List: Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik. In: Elisabeth List/Herlinde Strude: Denkverhältnisse, Frankfurt a. M. 19989, S. 17

längst vergessen, scheint erledigt, schon geleistet, schon hinter sich gebracht, so als sei „die Gesellschaft“ ein Ding außerhalb der Frau, eine schiere Äußerlichkeit, mit der sich zu befassen und in die sich verwoben zu sehen nichts als ein „Von-sich-weg-sein“ und damit Verlust am „Eigenen“, eben am Ich und seiner Wichtigkeit bedeute. Ich will – wie gesagt – die Probleme nicht bagatellisieren, die sich in solchen Prioritätssetzungen spiegeln, die Probleme nämlich des historischen Ausschlusses der Frauen und ihrem traurigen Resultat, der Weltverengung, die in der Verarmung des Ich und seinen ebenso unmäßigen wie reduzierten Ansprüchen wiederkehrt.

Aber wir kommen nicht umhin, die Arbeit zu leisten, die Arbeit am Wissen, die Arbeit am Erbe, nämlich die Funktion des Ichbezugs der Frau und die patriarchale Entwicklung zu verstehen und zu kritisieren. Und so gesehen ist das Pochen auf's Ich, der Verbleib beim Ich eine Art Wiederholungsakt: Eine Denkform, die z. B. die sog. bürgerliche Wissenschaft vor ihrer Beeinflussung durch bestimmte Elemente eines sozialistischen Denkens Ende der sechziger Jahre charakterisierte. Jenes Denken war beherrscht von einer Spaltung von individuellem und sozialem Verhalten, von individuellem und sozialem Ich. In einem individualistischen Zugang zum Menschen galt soziales Verhalten als uneigentliches Verhalten, als außengelenktes, egalisiertes Verhalten. Die Aussperrung des Sozialen aus der Definition des Individuums, seiner Hinwendung zur Welt, bedeutet letztlich die Fortsetzung oder Wiederkehr, die erneute moderne Variation und Verfestigung eines bürgerlichen Denkens, welches die soziale Seite des Menschen mit dem identitätslosen, außengelenkten, fremdbestimmten Menschen gleichsetzte und gegenüber dem „innengelenkten“ Menschen zum Exemplar zweiter Güte machte, zum ideologisch verführten, zum gleichgeschalteten Massentypus. Man müsse die Außeneinflüsse möglichst gering halten, um einer Einbuße an Individualität zu entgehen.

Die Rede von Selbstverwirklichung, Selbstaktualisierung, Selbstentdeckung, Selbsterfahrung ist keine Erfindung der Frauenbewegung bzw. kein spezifischer Wunsch der Frau, sondern sie entspricht einem ganz konventionellen bürgerlichen Denkmotiv. Dieses tut so, als gäbe es keine Herrschaft von Menschen über Menschen und nicht die beständige Herausforderung, diese zu bekämpfen und zu überwinden; so als könne die Metapher der wachsenden Pflanze für den Menschen – einem durch und durch gesellschaftlichen Wesen – gelten – von Rousseau bis Carl Rogers und alle Nachfolgenden, leider auch und besonders gern Frauen. In der Metapher der Pflanze, die, ins rechte Licht gestellt und ausrei-

chend gegossen und gedüngt, sich zu dem entfaltet, was in ihr angelegt ist, muß die Person keinen Bezug zur schlechten Welt nehmen, muß sie sich nicht in ihr bewähren, sich nicht verantwortlich sehen, muß sie sich nicht um deren Unrecht kümmern, sondern nur um den eigenen vorteilhaften Platz.

Könnte es sein, daß das Autonomiebestreben eines schmalen mitgebrachten Ichs, dieser gesollten Miniaturform des Menschen, des Ichs der erwünschten Frau, verhängnisvoll wird, wenn diese sich von einer verkümmerten, zutiefst mißverstandenen Autonomievorstellung leiten läßt im Sinne des: Ich-lebe-aus-was-in-mir-ist; Ich-entfalte-mich; Ich-stärke-mein-Ich-wenn-ich-mich-mit-mir-befasse oder wenn-ich-in-mich-hineinsauge-was-genauso-ist-wie-ich. Könnte es sein, daß mit dieser Art Ich-zentrierung die Frau weiter in die Enge der Weiblichkeit gerät, daß sie die Enge historischer Weiblichkeit weiterträgt und den Weltverlust der Frau weitertreibt? Der Autonomiebegriff der Neuen Frauenbewegung war anfangs ein Kampfbegriff gegen die Kolonialisierung und Vereinnahmung der Frau, außerdem eine Herausforderung zur Schaffung von Organisationsformen, die frei von geistiger, psychischer und physischer Dominanz des Mannes sein sollten, schließlich die Herausforderung, den Blick und das Interesse auf die anderen Frauen zu richten, die wir immer übersehen hatten.

Das Autonomiestreben aber, das erstrangig das eigene Ich im Auge hat und die anderen dazu benutzt, diesem Ich Nahrung zu geben, pervertiert zu einer Selbstdefinition als Ei, zu einem Ich-Entwurf, der dieses Ich als ein ganz abgeschlossenes Ding, eigentlich als ganz unsoziales Wesen sieht, das statt für andere, „für uns“, nur für sich selbst ans Werk gehen will. So wird der Autonomiebegriff offenbar besonders im westlichen Feminismus immer wieder mißverstanden als individuelle Unabhängigkeit, als Selbstbestimmung der individuellen Frau oder als Recht auf individuelle Wahlmöglichkeiten.¹¹

IV. Das Bürgerliche Recht auf Glück

Der Egozentrismus von Frauen der sog. ersten Welt könnte eine verspätete, eine nachgeholte bürgerliche Befreiungsidee im weiblichen Gewand spiegeln. In diesem Gewand würde die Frau nicht in die Welt, sondern ins Ich expandieren. Die allgemeinen Grundsätze der bürgerlichen Revolution des 19. Jahrhunderts, die Befreiung „des Menschen“ aus feudaler und kirchlicher Herrschaft, die Befreiung

11 Maria Mies: a. a. O., S. 59

der menschlichen Vernunft zum Selberdenken und Selberurteilen, waren entgegen der Proklamation in Wirklichkeit nicht als allgemeine Maximen gedacht. Und es bedurfte im nachhinein einer großangelegten ideologischen Maschinerie, um die Frauen aus diesem revolutionären Gedankengut und seinen praktischen Konsequenzen auszuschließen. Das geschah über die Definition ihres besonderen, nämlich ihres befreiungsunbedürftigen Wesens. Das betrifft auch das „Streben nach Glück“ (pursuit of happiness), das die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 (bzw. 1787) zum Grundrecht eines jeden Individuums machte und in einer demokratischen Verfassung verankerte. Die Idee des Rechts auf Glück war getragen von dem Gedanken, daß das Leben der Menschen vom blinden Schicksal, vom blinden Glücks- und Unglücksfall zu befreien sei, indem ihm die Bewegungsfreiheit eines Strebens nach Glück – was auch immer das sei – gelassen und gegeben werden soll.

Abgesehen davon, daß die politische Freiheitsidee des Bürgertums der westlichen Kultur zu einer gemeinsamen Sorge für ein gemeinsames „Glück“ nicht geführt hat, sondern zu einem brutalen Konkurrenzkampf aller gegen alle und zu einer unwägbaren Lawine der Zerstörung und Selbstzerstörung, abgesehen also davon, daß Frauen in den vergangenen 200 Jahren Realisierungen einer patriarchalen Freiheitsidee vorgeführt bekommen haben, deren Nachahmung wenig Motiv mehr hat, ist dennoch nicht zu leugnen, daß die Frau etwas nachholen, etwas einholen muß oder möchte, zu einer Zeit nämlich, in der auch ihr die formalen Rechte zu dieser Freiheit gegeben sind.

Ich gehe also davon aus, daß sich – historisch verspätet – ein spezifisches bürgerliches Ich der Frau bemerkbar macht, das seine eigenen Interessen endlich verfolgen will. Ein bürgerliches Ich folgt der bürgerlich-kapitalistischen Spruch-Weisheit: „Jeder ist seines Glückes Schmied“. Jeder kann sich aus eigener Kraft ein Leben zusammenschustern, das Glück einbringt und Unglück verhindert, jeder kann den Beschränkungen der eigenen Herkunft, des eigenen „Schicksals“ entkommen, wenn er sich nur genug anstrengt, wenn er nur tüchtig genug ist, niemand muß arm, schwach und unterjocht sein, jeder kann potentiell an den Gütern dieser Welt teilhaben, sofern er an der Produktion dieser Güter mitarbeitet, denn das Individuum ist frei, sich zu bereichern. Glück kann sich jeder holen, und wer es nicht hat, hat eben nicht genug dafür getan.

Auf der Basis der Geschichte des Ausschlusses unterscheidet sich das „bürgerliche“ Ich der Frau grundlegend von dem des bürgerlichen Mannes, denn dieses ist immer als ein *androzentrisches* und

als ein *ethnozentrisches* zu denken, nicht bloß als ein *egozentrisches*. Dem europäischen Mann, der mit seiner Aufklärung Freiheit und Gleichheit, Vernunft und Glück zu universalen Prinzipien erklärte, wurden diese zu Gütern, die er nicht allein als Einzelner sich nahm, sondern immer im Verbund mit seinen ihm überlegenen und unterlegenen Geschlechtsgegnossen und immer im Rahmen seiner weißen Kultur, die sich allen anderen Kulturen und Rassen überlegen und übergeordnet sah. Das angestrebte autonome Individuum Mann bedeutete somit immer eine Geschlechtsaufwertung des Mannes überhaupt und eine Aufwertung seiner Kultur, zu der er als mittragender Teil gehörte, eine Aufwertung also, die niemals seine individuelle oder nur private Existenz betraf. Sie setzt die Bündnisfähigkeit des Mannes mit anderen Männern seiner Kultur voraus, die Bereitschaft, sich selbst auch durch die Autonomie-, Denk- und Produktionsleistungen der Geschlechtsgegnossen zu erhöhen und zu erweitern. So kämpft der bürgerliche Mann nicht als separates und separiertes Individuum um sein individuelles Glück, sondern immer auch auf der Basis eines männerbündischen und kulturellen Kooperationszusammenhangs. Der bürgerliche Mann schmiedet sein Glück nicht als einsamer Steppenwolf, sondern auf und im Treppengerüst seiner Geschlechts- und Kulturgegnossen, die ihn fordern, fördern und befördern und die er selbst fördert und befördert. Die Individualisierung des bürgerlichen Mannes ist zwar Differenzierung und Herauslösung des Einzelnen aus der Masse der Gefesselten und Versklavten, aber immer auf der Grundlage einer Zugehörigkeit zu seiner sich mit ihm differenzierenden und herauslösenden Männergesellschaft.

Dieses Bündnis, diese geheime Solidarität des Mannes über die Differenzen des Denkens hinweg zu behaupten, ist keine feministische Erfindung. Ein einmaliges literarisches Beispiel findet sich in Flauberts *Madame Bovary*, in dem ein „Wortführer der Moderne“, der aufgeklärte Apotheker Monsieur Homais, seine Streitgespräche mit dem Pfarrer des Dorfes führt. Hier wird der Kampf zwischen Wissenschaft und Glauben, neuem und altem Denken im Europa des 19. Jahrhunderts vorgeführt zwischen zwei Feinden, die dennoch Brüder sind: Brüder in ihrem Gemeinplätzen, Brüder im Gehorsam gegenüber der jeweils geglaubten Ideologie. Der eine ist ein devoter Verfechter der Wissenschaft, der andere ein devoter Verfechter der Heiligen Schrift. „Keiner urteilt selbst, jeder betet irgendwas nach ..., jeder setzt ein unbedingtes Vertrauen in sein Idol ...“¹² Beide sind fest im Bündnis der sich verändernden Männerkultur.

12 Alain Finkielkraut: Die Weisheit der Liebe, München, Wien 1987, S. 94, 95

Abgesehen davon, daß die bürgerliche Ideologie den Mann dem Glück nicht unbedingt nähergebracht hat, allerdings diese Kultur dem Reichtum, ist der Satz „Jeder ist seines Glückes Schmied“ für die bürgerliche Frau nicht gedacht gewesen. Das Schmieden des eigenen Glücks setzt voraus, die Freiheit der Wahl und die Kompetenz zum Schmieden zu haben. Die bürgerliche Frau mußte sich nicht mit dem Schmieden des eigenen Glücks abmühen, dieses erledigte vielmehr der Mann für sie. Wurde sie vom Richtigen gewählt, geriet sie in seinen Glücksplan und hatte Teil an seinen Etappen zum Glück.

Vielleicht beansprucht das bürgerliche Ich der heutigen Frau mit einer Verspätung von 150-200 Jahren den o.g. Satz auch für sich. Sie weist die stellvertretende Glücksproduktion durch den Mann zurück; sie weist sein Angebot zurück, sie an seinen Glücksversuchen partizipieren zu lassen. Sie hat Grund dazu. Sie will es selbst versuchen. Diese – so autonom erscheinende – Absicht könnte dennoch Züge eines urbürgerlichen Ichs verraten, wenn sie nämlich den folgenden Prinzipien einer bürgerlichen Ideologie folgt: Der Ideologie, es sei 1. grundsätzlich berechtigt, eigene Interessen durchzusetzen: sich zu bereichern; 2. der erwünschte Zustand sei machbar; 3. an den Fortschritt könne geglaubt werden, an das Fortschreiten des erwünschten Prozesses von wenig zu mehr, von nichts zu viel, von dunkel zu hell, vom Nicht-Haben zum Haben; 4. dieser Prozeß sei eine individuelle Veranstaltung, ein individuelles Programm, nicht aber eine gesellschaftliche Sorge, eine gesellschaftliche Verantwortung.

Könnte es sein, daß das Bündnis des sich befreienden Mannes der bürgerlichen Gesellschaft, der das Volk zum Souverän erklärte, dessen Macht voraussetzt, die Macht seiner Steigbügelhalter? Die androzentrische Haltung des Mannes wurde für ihn effektiv, weil er sich im Verbund mit seinen Geschlechtsgegnossen im tatsächlichen oder prospektiven Besitz gesellschaftlicher Macht sehen konnte. Der Egozentrismus der Frau wäre somit auch ein Symptom historischer Machtlosigkeit, eines Bewußtseins, daß

die Frauen als Geschlecht, als Sexualklasse, auf der geistigen und materiellen Schattenseite des Lebens angesiedelt sieht und sich im Bündnis mit anderen Frauen wenig verspricht, außer einige Gemeinsamkeiten des Nicht-Habens, des Nicht-Verfügens, der Glanzlosigkeit. Eine Glücksvorstellung, die sich auf politische Aktionen des Ichs beschränkt, auf den privaten Lebenswinkel und dessen Möblierung mit einigen Siegestrophäen des materiellen und geistigen Konsums, diese kleine Glücksvorstellung treibt die Frau entweder weiterhin zum Mann, um mit ihm gemeinsam die Ausstaffierung vorzunehmen, oder – insofern dieser sich als Glücksbringer nicht tauglich erweist – zu sich selbst. Und je weniger Glanz, je weniger Weltreichtum dieser Mann noch auf sich vereinigen kann und je mehr seine Welt zerfällt und verkommt, desto mehr scheint die Frau sich aufs Glücksterritorium des eigenen Ichs verwiesen zu sehen.

Es stellt sich die Frage, inwieweit solche jämmerliche Konsequenz zwangsläufig ist. Kann der Feminismus sein Motiv, seine Sprengkraft nur behalten oder wiedergewinnen, wenn er eine Vorstellung von irgendeinem Glück erhält? Kann die Frau mit ihrer angedeuteten Vorgeschichte es ertragen, wenn die Vorstellungen von diesem wenn auch noch so erbärmlichen Kleinstglück gelöscht werden? Ist eine politische Befreiungsidee nur mit dem Köder dieses Glücks wachzuhalten?

Feminismus ist nicht Glück, sondern Erkenntnis. Wenn dieses etwas mit „Glück“ zu tun hat, dann ist es das Glück, zur menschlichen Würde zu gelangen, die Geducktheit der weiblichen Norm und ebenso die Fesselung im eigenen Ich hinter sich lassen zu können: Das Glück, etwas zu entwirren, aufzudecken, zu beleuchten, das normgemäß unentdeckt bleiben soll und von niemand anderen als von Frauen selbst ans Licht gebracht werden kann. Es ist nicht das Forscherglück dessen, der einen wissenschaftlichen Schatz findet und sich Ruhm und vordefinierten Fortschritt versprechen kann. Es ist nicht das Glück des Goldsuchers und Goldgräbers, das Glück des Spielers. Kein Schatz, kein Gold lockt, sondern das Interesse am Leben, an den Möglichkeiten der Menschen, den Möglichkeiten der Frauen mit ihrem unsäglichen Erbe. Ob dabei etwas wie Glück einzuheimsen ist, bleibt völlig offen. Es ist ungewiß, ob ein „Glück“ durch unsere Erkenntnis und Kritik, durch die Aufklärung und Aufhellung der Frau mehr Chancen hat. Jede Vermengung aber von Befreiung und Glück, jede Funktionalisierung der ersteren zum Erwerb des letzteren ist ein Rückfall in eine längst widerlegte Zusicherung einer bürgerlichen, scheinbar befriedeten Existenz. „Glück“ ist nichts anderes als das subjektive Vermögen, dem Leben in seiner Dramatik und Unzulänglichkeit etwas abzugewinnen zu können.